



Beinahe hätte ich sie übersehen – so sehr hatte ich mich beim Gitarre spielen auf die vielen Noten in diesem Stück konzentriert, dass ich die Pause zwischen zwei Spannungsbögen zunächst nicht wahrnahm. „Auch die Pause ist ein Mittel der Musik“, meinte mein Lehrer ein bisschen spöttisch. Also setzte ich noch einmal an – diesmal mit Pause. Und bemerkte tatsächlich, wie diese dazu beitrug, dem Stück Tiefe und Dynamik zu geben.

Dieses Beispiel fiel mir ein beim Nachdenken über ein Phänomen, das zwar stets gegenwärtig ist, dem wir aber oft nicht die Bedeutung zumessen, die ihm gebührt: dem „Dazwischen“. Wir sprechen von der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft. Was aber ist mit all den Räumen „zwischen“ diesen Phasen, jenen unbestimmten Zeiten, in denen das eine noch nicht ganz abgeschlossen ist und das andere noch nicht richtig angefangen hat?

Das „Dazwischen“ wird oft nicht wahrgenommen als eigenständiges, wertvolles Phänomen. Der „Zwischengesang“ im Gottesdienst beispielsweise hat etwas undefinierbares, Unklares an sich. Wenn nicht, wie eigentlich vorgesehen, ein Aantwortpsalm gesungen oder gebetet wird, werden als „Zwischengesang“ oft jene Lieder gewählt, die immer irgendwie zum Tag oder Thema des Gottesdienstes passen. Ähnlich ist es beim „Zwischenspiel“: Es taucht plötzlich auf, drängt sich zwischen das „Eigentliche“ und ist gleich wieder verschwunden. In der Musik kann ein Zwischenspiel eine nette Verzierung sein, lässt man sie weg, fällt es kaum auf. Das „Dazwischen“ ist in der Grauzone daheim, dort, wo es nicht schwarz und nicht weiß ist. Wo es kein Ja und auch kein Nein gibt. Noch nicht. Das verunsichert.

Wenn wir auf unser Leben zurückblicken, machen wir unsere Erinnerungen gerne an Ereignissen fest, die uns geprägt haben, an wichtigen Stationen unseres Werdegangs, an Erfolgen und Misserfolgen, aber auch an Menschen, die ein Stück unseres Le-

bens mitgegangen sind. Aus Exerzitien sind wir mit dieser Art der Rückschau vertraut. Ähnliches geschieht, wenn wir betend auf unseren Tag zurückblicken. Was mir auffällt: In der Rückschau schrumpfen all die vielen „Dazwischen“ ziemlich zusammen, werden klein und scheinbar unbedeutend. Dabei geschieht, was geschieht, nicht wie bei einem Uhrwerk, wo ein Rädchen unablässig ins andere greift. Dazwischen liegen mehr oder weniger lange Zwischenräume.

Solche Zwischenräume können gefühlt sehr lang sein. Und auch quälend, kaum auszuhalten. Ich glaube, dass jeder von uns gerne einen freien Blick in ein Stück Zukunft hat. Auch wenn keiner von uns weiß, was die Zukunft letztendlich bringt, so braucht es etwas, worauf es sich hinzuleben lohnt, so wie es bei einer Bergwanderung gut tut, zwischendurch den Gipfel zu sehen. Dort wollen wir hin! Das beflügelt unseren Schritt.

Wie lähmend aber kann die Vorstellung sein, dass womöglich nach der nächsten Kurve die Wanderung ein Ende hat? Da ist etwa ein Krebsverdacht, ein Hinweis auf ein Herzproblem, ein unklarer Befund. Es dauert bis zur endgültigen Diagnose. Wird sich, falls sich der Verdacht erhärtet, mein Leben auf den Kopf stellen? Dieser Zwischenraum des Wartens auf das medizinische Ergebnis kann endlos werden. Ähnlich das Warten auf die Zu- oder Absage bei einer Bewerbung. In Gedanken wird schon durchgespielt, was sein wird, wenn eine Zusage kommt. Was heißt das für mich? Muss ich meine Planungen und Termine für die nächste Zeit umwerfen? Ach, wenn ich nur Klarheit hätte!

Beim Blick ins Neue Testament ist mir aufgefallen, dass auch dort immer wieder von diesem „Dazwischen“ berichtet wird, von diesen schwebenden, unklaren Zuständen, die sich sowohl in die eine als auch in die andere Richtung entwickeln können. Da ist der Moment zwischen der Anklage der Pharisäer, die die Ehebrecherin vor Jesus bringen, und Je-

su Antwort: „Wer von euch ohne Sünde ist, werfe als erster einen Stein auf sie.“ „Dazwischen“ hat Jesus sich gebückt und auf die Erde geschrieben. Was genau, spielt keine Rolle. In diesen Momenten des gespannten Schweigens aber geschah etwas, was sowohl die Pharisäer als auch die Ehebrecherin in eine Umkehrbewegung gebracht hat.

Ich denke an Maria und Martha, die Jesus die Nachricht gesandt hatten, dass ihr Bruder Lazarus schwer krank war. Jesus blieb noch zwei Tage fern, bevor er sich zu ihnen aufmachte. Als er dann endlich kam, war Lazarus bereits vier Tage im Grab. Maria und Martha wird ein „Dazwischen“ des Bangens, des Hoffens, des Schmerzes und auch der Ohnmacht zugemutet. Sie konnten es vielleicht nur deshalb aushalten, weil dies nicht ihr Grundvertrauen in den ihnen so lieb gewordenen Jesus und seine Verheißung der Auferstehung erschüttern konnte.

Oder schauen wir nur auf den resigniert pragmatischen Ausruf von Simon Petrus nach dem Leiden und Sterben Jesu: „Ich gehe fischen.“ Petrus sprach dies hinein in ein „Dazwischen“, bei dem die Auferstehung Jesu, geschweige denn der Auftrag für seine Sendung als Apostel noch nicht innerlich bei ihm angekommen war. Noch gar nicht hatte ankommen können. Im Herzen musste Petrus klar gewesen sein, dass er nach all dem, was mit ihm an der Seite Jesu in den vergangenen drei Jahren geschehen war, nicht einfach wieder an seinen alten Beruf und sein Leben anknüpfen konnte, als wäre nichts „dazwischen“ gewesen. Die Zeit für sein Aufbrechen als „Menschenfischer“ war noch nicht reif. Erst das Pfingstereignis wies ihm die für ihn entscheidende Richtung.

Am deutlichsten aber wird für mich dieses „Dazwischen“ zwischen Jesu Tod am Karfreitag und der Auferstehung am Ostermorgen – der Karsamstag. Es braucht diese „Grabesruhe“, um zum einen das Geschehen des Sterbens nachklingen und bei uns innerlich ankommen zu lassen; aber auch, um in

den Morgen der Auferstehung bewusst hineingehen und sie so intensiver begreifen zu können.

In diesen Zeiten des „Dazwischen“ geschieht auf den ersten Blick nichts. Und doch sind sie unendlich kostbar. Ohne unser aktives Zutun, jedoch aus einer Haltung der inneren Freiheit heraus, die darauf vertraut, dass Gott letztendlich alles zum Guten wendet, können sie zu Zeiten des Reifens und Wachsens werden. In solchen Zeiten des „Dazwischen“ kann sich zeigen und bewähren, was in unseren Herzen unzerstörbar zugrunde gelegt ist an Vertrauen, Glauben und Lebenskraft. Diese Zeiten des „Dazwischen“ können so zu Räumen für Gottes Wirken werden.

Wenn ich beim Gitarre spielen auf die Pausen achte, fiele mir niemals ein, für diese kleinen Momente unbekümmert in die Luft zu schauen. Im Gegenteil. So eine Pause bedarf der höchsten Konzentration, allein schon, um zu zählen, wie lang oder wie kurz sie zu sein hat. Während ich diese Pause halte, klingt noch der vorangegangene Ton nach. Gleichzeitig richte ich meine volle Aufmerksamkeit aus auf die nächste Phrase, die kommt. Es ist nur eine kleine Passage in diesem Musikstück, die ich für diesen einen Moment überschaue. Aber ich habe eine Ahnung davon, dass es mit all seinen Tönen, seinen Tiefen und Höhen, vor allem mit seinen vielen „Dazwischen“ ein wunderbares Ganzes sein wird. Das Musikstück wird zum Leben.

Impulse für die Gruppe

- * Wo erlebe ich in meinem Leben und Alltag Zeiten des „Dazwischen“? Wie gehe ich damit um?
- * Welche Chancen, aber auch welche Hindernisse sehe ich im Blick auf meine „Dazwischen“?
- * Wo könnte Gott in diesen „Dazwischen“ sichtbar werden?

Gerlinde Knoller